



M.C. Larroh

Raben Trilogie III

Der Kodex der Magier

»Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehn,
dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird.
Und wenn du lange in einen Abgrund blickst,
blickt der Abgrund auch in dich hinein.«

Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse



Teil 1

Dunkelheit & Schatten

Ohrenbetäubender Lärm erfüllte den Raum. Wehgeschrei, ein lautes Dröhnen, metallisches Hämmern und ein gelendes Kreischen. Doch Marasco wusste, das meiste fand nur in seinem Kopf statt. Das Publikum stampfte auf den Brettern und brüllte von der Galerie, als würde dies zur Entscheidung des Faustkampfes beitragen. Die dicke, feuchte Luft war geschwängert von Schweiß und süßlich riechendem Rauch.

Marasco lehnte an der Wand neben dem Buchmacherbüro und schwitzte in seiner vom Regen durchnässten Kleidung. Seine Lider flackerten und Ketten rasselten in seinem Hinterkopf. Zudem spürte er eine leichte Gänsehaut und ein Pulsieren, das durch seinen Körper strömte.

Er war bereit, alles zu tun, um auf andere Gedanken zu kommen.

Niemals könnte er zurück zu Haru, auch wenn er ihm seine Hilfe angeboten hatte. Was sollte er in der Orose? Hier wusste er wenigstens, was er tun konnte, um dem Mädchen so viel Leid wie möglich zu ersparen.

»Der?«, fragte der glatzköpfige Buchmacher und zog eine buschige Braue hoch.

»Ja«, antwortete der junge Mann, der ihm versichert hatte, ein Traumbringer zu sein, und der ihn hergebracht hatte, nachdem er bemerkt hatte, dass Marasco keinen müden Kin besaß, um Vis zu kaufen.

»Na gut«, sagte der Buchmacher in einem langgezogenen Hantadialekt. »Ich setz ihn auf die Liste – aber nur, weil du es bist, Mex. Wie ist sein Name?«

»Aniyam.« Der junge Mann rollte sich eine Zigarette.

»Fremder? Hat er keinen richtigen Namen?«

»Hat er mir nicht gesagt.«

Mit saurer Miene kritzelte der Buchmacher etwas auf ein Blatt. »Raum sechs.«

Der Mann schlenderte an Marasco vorbei, zündete dabei die Zigarette an und gab ihm mit einem Wink zu verstehen, ihm zu folgen. Sie gingen an Zimmern vorbei, die die Galerie säumten. Jede Tür war mit einer roten Glyphe versehen – *Zahlen vielleicht?* Der Traumbringer drehte sich vor einer Tür um, lehnte sich lässig am Rahmen an und wies ihm galant den Weg hinein.

Das Zimmer war eng. Es gab eine Liege, einen Tisch, auf dem eine Flasche Wein stand, zwei Stühle und zwei Öllampen hinter roten Bleiglaskugeln, die die Wände in ein sattes Orange tauchten.

»Also«, sagte der Traumbringer. »Das Privileg der Kämpfer. Was brauchst du, um dich vorzubereiten?«

Erst jetzt sah Marasco, dass Mex – so hatte der Buchmacher ihn genannt –, viel jünger war, als er zuvor in den düsteren Korridoren der Dunkelstadt angenommen hatte. Selbst mit seinem geschärften Sehsinn, den die Rabenkräfte mit sich brachten, war ihm nicht aufgefallen, dass Mex nicht viel älter als zwanzig war. Im orangen Licht glänzte seine hellbraune Haut geradezu makellos – noch kaum Bartwuchs.

»Vor...zu...bereiten?«, fragte Marasco irritiert.

»Es gibt Kämpfer, die wünschen sich einen Prügelknaben, an dem sie sich warm machen können. Andere bestellen drei Huren. Und wieder andere verlangen nach einem Festessen.«

»Vis.«

»Aniyam«, sagte Mex wehleidig. »Wenn ich dir Vis gebe, wirst du den Kampf wohl kaum für mich gewinnen. Gut, ich bezweifle sowieso, dass du gewinnst, aber mit Vis stehen die Chancen noch viel schlechter. Ein Hieb und bevor alle merken, dass sie ihr volles Kin verloren haben, schwebst du bereits in den Traumlanden.«

»Nicht viel«, sagte er. »Es ist nur ... gegen meine Kopfschmerzen.« In dem Moment schnellte ein Peitschenhieb auf

seinem Rücken nieder, der ihn fast in die Knie zwang. Mit einer Hand stützte er sich am Tisch ab und keuchte.

»Mir scheint, du hast viel größere Probleme als bloß Kopfschmerzen.«

»Bitte. Ich kann sonst nicht kämpfen.«

Der junge Mann musterte ihn misstrauisch. Schließlich trat er an ihm vorbei an den Tisch. Ein schepperndes Geräusch erklang. »Übertreib's nicht«, mahnte Mex und verließ das Zimmer.

Marasco setzte sich mühevoll auf den Stuhl und schenkte sich einen Becher Wein ein. Es war eine Visreibe, die Mex auf den Tisch gelegt hatte; halbrund und aus Blech, kaum so lang wie eine Hand und passte darum gut in die Jackentasche. In ihrem Innern fand er die Überreste einer Visnuss. *Der Junge wollte tatsächlich kein Risiko eingehen*, dachte er, als er die Nuss über dem Wein rieb und darauf achtete, sich nicht die Fingerkuppen an den Zacken zu verletzen – obwohl seine Regenerationskräfte damit schnell fertiggeworden wären. Mit einem Löffel rührte er um und trank gierig das Glas aus. Dann lehnte er sich auf dem Stuhl zurück und wartete, bis die Wirkung einsetzte. Die Kopfschmerzen würden nicht verschwinden und auch die Schmerzen auf dem Rücken nicht, dennoch verschaffte ihm der Rausch ein kleines bisschen Erleichterung.

Der Sturm ließ nach und das wütende Hämmern in seinem Hinterkopf war wie in Watte gepackt. Er legte den Kopf zurück und versuchte, tief einzusatmen. Sein Arm fiel zur Seite und er kippte vom Stuhl. Mit dem Rücken zum Eingang blieb er einfach liegen. Es war bei Weitem nicht genug Vis, und er spürte bereits, wie seine Rabenkräfte die Wirkung zunichtemachten.

Da schlug plötzlich die Tür auf und der grölende Lärm von draußen drang herein. Marasco presste sich die Hände auf die Ohren und zog die Beine an die Brust. Da drehte ihn jemand auf den Rücken.

»Aufstehen!«, befahl Mex. »Es ist Zeit! Und wehe, du verlierst!«

Marasco ließ sich auf die Beine helfen, schob die Visreibe in seine Hosentasche und griff nach der Flasche. Mex drängte ihn bereits aus dem Zimmer, als er noch ein paar kräftige Schlucke trank.

»Die Quote steht 10:1, dass du verlierst. Wenn du gewinnst, geb ich dir noch mehr Vis.« Dabei führte er ihn eine Treppe hinunter. »Das ist ein Faustkampf. Du musst deine Schwerter also abnehmen. Ich bewahre sie für dich auf.«

Misstrauisch schaute Marasco den jungen Mann an. »Ich töte dich, wenn du mit ihnen abhaust.«

»Ich pass gut auf sie auf«, versicherte Mex.

Marasco löste die Schwerter vom Gürtel und drückte sie ihm in die Hand. Dann trank er nochmal einen kräftigen Schluck.

»Willst du den nassen Mantel nicht ausziehen? Das ist doch nur unnötiges Gewicht.«

»Nein«, sagte er knapp und drückte Mex die Flasche in die Hand.

Ein Mann öffnete ein Gatter und machte den Weg in die Arena frei. Marasco blieb stehen und starrte hinaus. Auf der gegenüberliegenden Seite öffnete sich ein Tor, aus dem sein Gegner kam.

»Worauf wartest du?«, fragte Mex.

»Muss ich den Kerl ... töten?«

Der Junge runzelte die Stirn. »Es gibt in dem Sinn keine Regeln. Wenn er bei zehn nicht mehr aufsteht, hast du gewonnen. Du brauchst ihn nicht zu töten.«

»Gut«, sagte er und trat hinaus in die Arena.

Die Zuschauer schrien und polterten auf den Holzböden der Galerie. Spucke regnete herab. Der Gegner trat ihm lediglich in einer Kniehose und schwarzen Stiefeln entgegen. Sein Oberkörper glänzte vom Schweiß und auf den muskelbepackten Oberarmen trug er diverse Tätowierungen.

Nicht töten, sagte sich Marasco und kniete auf einem Bein nieder. Die Arena war mit Sand gefüllt, der rot gesprenkelt war. Er rieb ihn zwischen den Händen und trocknete damit vor al-

lem seine Rechte vom Schweiß, da die Bandage am linken Arm bis in die Handmitte reichte. Langsam richtete er sich wieder auf und trat dem Mann, der einen halben Kopf größer war, entgegen. Das Hämmern in seinen Schläfen kehrte zurück und seine Augen brannten wie Feuer.

Egal, was passiert; nicht töten.

Eine Glocke erklang. Die Zuschauer schrien noch lauter. Der Muskelprotz verzog das Gesicht, stieß einen fürchterlichen Schrei aus und schlug ihn mit einem rechten Haken nieder. Marasco fiel zur Seite und prallte mit dem Kopf auf den Boden.

Der Schlag brachte ihm Stille. Das Hämmern in seinem Kopf verstummte, der Schmerz verlagerte sich nach außen und seine Muskeln entspannten sich. Langsam öffnete er die Augen. Sein Gegner tänzelte leichtfüßig vor ihm hin und her.

»Willst du mich verarschen!«, schrie Mex. »Steh auf! Beweg dich!«

Die Zuschauer tobten. Der Ansager zählte.

Ein Lächeln huschte über Marascos Lippen. Langsam kämpfte er sich zurück auf die Füße. Das Hämmern in seinem Kopf kehrte zurück und vermischte sich mit einem kreischenden Lärm. Er kannte dieses Geräusch. Es war stets der Vorbote von etwas Schmerzhaftem. Er musste sich beeilen.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie sein Gegner erneut die Faust nach ihm schlug. Marasco wehrte den Hieb mit dem linken Arm ab und schlug zurück. Der Mann war zwar überrascht, fing aber seinen zweiten Angriff ab und stieß ihn von sich. Dabei drehte sich der Gegner, holte aus und griff sogleich wieder an. Dieses Mal wich Marasco aus, wirbelte an ihm vorbei und rammte ihm mit voller Wucht das Knie in die Magengrube. Der Mann krümmte sich und drehte sich zur Seite. Sobald er sich wieder aufrichtete, versetzte Marasco ihm mit einer schnellen Abfolge mehrere Hiebe auf den Kopf.

Ein lautes Dröhnen erhob sich um Marasco herum, so als wäre er allein eingeschlossen in einem Wasserfall. Selbst der Lärm von der Zuschauergalerie wurde durch das laute Tosen

in seinem Kopf in den Hintergrund gedrängt. Vor ihm erschien Leor. In der einen Hand ein Messer, in der anderen eine brennende Fackel. In seinen funkelnden Augen flackerte die Gier nach Blut. Marasco erstarrte. Ein brennender Schmerz schoss durch seinen Körper. Sein Blut kochte und er schrie. Leor schlitzte ihm den Bauch auf und stocherte mit der Fackel darin herum.

Als die Schmerzen endlich nachließen, fand sich Marasco auf dem Bauch des Mannes sitzen. Und obwohl der Mann bereits reglos unter ihm lag, drosch er immer weiter auf sein Gesicht ein, das nur noch eine blutige Pfütze war. Mit jedem Hieb spürte er, wie die Knöchel in seinen Fingern brachen und bis zum nächsten Schlag wieder heilten, während das Blut herum-spritzte.

Plötzlich packte ihn jemand an den Schultern und riss ihn von dem Mann runter. Marasco fiel rückwärts in den Sand und blieb auf dem Hintern sitzen. Das Kreischen in seinem Kopf vermischte sich mit dem Lärm der Zuschauer. Er verzog das Gesicht, biss die Zähne zusammen und presste sich die Hände an die Schläfen. Von Weitem hörte er eine Stimme. *Steh auf!* Doch vor ihm stand Leor, der eine Machete in den Händen hielt und grinste.

Jemand zerrte ihn hoch, schleppte ihn aus der Arena und die Treppe hinauf zurück in den Ruheraum. Gerade als Mex ihn hineinstieß, rammte Leor die Machete in seinen Bauch. Marasco krümmte sich und stürzte vor der Liege zu Boden.

»Du hättest ihn wirklich nicht gleich töten müssen«, sagte Mex hinter ihm.

Marasco keuchte. Der Schmerz hatte ihm die Tränen in die Augen getrieben.

»Hier hast du dein Vis.« Mex legte ihm zwei Nüsse auf den Tisch. »Wie ist dein Name, Aniyam?«

Marasco mühte sich langsam auf die Beine.

»Ich bin Mex«, fuhr der junge Mann fort. »Bei allen verfluchten Königen! Du hast gekämpft wie ein Tier! Ich kann dir mehr

Kämpfe besorgen, wenn du willst. Du könntest hier ein gutes Leben führen.«

Marasco trat an den Tisch, stützte sich am Stuhl ab und streckte die blutige Hand aus. »Meine Waffen.«

Mex schmunzelte und gab ihm die Schwerter zurück. »Es gibt also doch etwas, das dir wichtiger ist als Vis.«

Marasco steckte sie zurück in seinen Gürtel und öffnete die Weinflasche.

»Du kannst hier nicht mehr lange bleiben«, sagte Mex, bevor er sich ein Glas einschenkte. »Die Zimmer gehen an die Herausforderer. Und so wie ich dich einschätze, willst du dich wohl gleich für mehrere Stunden weghauen.« Der braunhaarige Hanta setzte ein verschlagenes Grinsen auf. »Ich kenn da einen Ort, der genau das Richtige für dich ist. Komm mit!«

Marasco steckte die Nüsse ein, nahm die Flasche und folgte Mex hinaus auf die Galerie. Anstatt den Korridor entlangzugehen, durch den sie gekommen waren, führte ihn Mex über einen Steg. Sie überquerten die Arena, passierten ein rundes Tor und gelangten auf einen weiteren Steg, der über eine Spielhalle führte.

Der Gestank von Tieren, Schweiß und Rauch hing in der Luft und erneut schallte ihm ein ohrenbetäubender Lärm entgegen. Unter ihnen wurde gewürfelt und Karten gespielt. Weiter hinten gab es einen abgetrennten Bereich, wo blutige Hundekämpfe stattfanden.

Marasco wischte sich den Schweiß von der Stirn und warf einen prüfenden Blick auf den linken Arm. Er hatte seine Tätowierung mit einer schwarzen Bandage abgebunden, da sein Hemd und sein Mantel so zerrissen waren. Auch wenn er in der Dunkelstadt war, so war es bestimmt nicht von Vorteil, wenn ihn jemand als Sancos' General erkennen würde.

Sie erreichten die andere Seite des Stegs, wo violette Papierblumen das Geländer schmückten und der Weg mit roten Blei-glaskugeln beleuchtet war. Ein Zimmer reihte sich ans nächste und aus ihrem Innern drang ebenfalls rötliches Licht. Mex

führte ihn aus der Spielhöhle hinaus und immer tiefer in die verworrenen Gänge der Dunkelstadt hinein. Der Regen prasselte auf die Blechdächer, die den Himmel verdeckten, und das Wasser tropfte an undichten Stellen herein. Die Korridore waren vereinzelt mit Kugellampen beleuchtet, die ihr dumpfes Licht über den Boden warfen und den Dreck zum Vorschein brachten, der sich mit dem eindringenden Wasser zu einer dünnen Schlammschicht vermischte. Vor einer massiven Metalltür blieb Mex schließlich stehen und setzte ein Grinsen auf.

»Die Vishöhle«, sagte er und polterte mit der Faust dagegen.
»Ich bin sicher, hier wird es dir gefallen.«

Sam konnte das Wunder noch immer nicht fassen. Nasica war geheilt, alle waren dank Yarik wohlbehalten zurück in Luscant und Saya lag in seinen Armen. Sie schlief an seiner Brust, atmete gleichmäßig ein und aus und duftete nach den frischen Kräutern, die sie während des Abendessens zubereitet hatte. Ihre langen braunen Haare lagen offen und waren wie ein weiches Kissen. Zärtlich strich er ihr eine Strähne zur Seite und betrachtete ihr Gesicht. Er hatte es vermisst, ihr beim Schlafen zuzusehen. Sie war wunderschön. Er küsste ihre Stirn und hielt sie wieder fest. Offenbar zu fest, denn Saya drehte sich auf die andere Seite, mit dem Rücken zu ihm, gab ein müdes Grummeln von sich und schlief weiter.

Ich bin der glücklichste Mann in ganz Luscant, dachte er. Gut, vielleicht sollte er sich nicht mit Nasica messen, dessen Lunge nach einem nächtlichen Besuch von Marasco auf wundersame Weise geheilt worden war – seine Rabenkräfte waren ihm noch immer ein Rätsel –, aber er war gewiss einer der glücklichsten.

Vorsichtig zog er den Arm unter Sayas Hals hervor und setzte sich auf. Der Mond schien durch die Holzläden und warf sein Licht an die Wand. Es war eine laue Nacht, dennoch zog er fürsorglich die Decke über Sayas Schulter und gönnte ihr den Schlaf. Nur weil er selbst keinen benötigte, wollte er nicht schuld daran sein, wenn Saya seinetwegen keine Ruhe fand.

Er schlüpfte in seine Hose und streifte sich das Hemd über, ohne es zuzuknöpfen. Dann griff er nach seinem Mantel und den Stiefeln und verließ das Zimmer auf leisen Sohlen. In der Küche lag noch Glut in der Feuerstelle und auf dem Esstisch stand die brennende Öllampe, die hinter dem verzierten Blech florale Muster an die Wand warf. Der Geruch von Gemüsebrühe, Kürbis und Zwiebeln lag noch in der Luft. Der

Boden knarrte, als er sich auf einen Stuhl setzte und die Stiefel anzog.

Es herrschte eine wohltuende Stille. Vor allem seit die Arbeiten am Haus abgeschlossen waren. Er hatte den Eindruck, dass der wahre Frieden erst dann eingetreten war, als tagsüber keine Handwerker mehr anwesend waren. Davor war alles noch ein Kampf gewesen, obwohl die Schlacht bei Kieraga bereits einen Monat zurücklag. Das ständige Hämmern und Poltern, im Haus sowie im Staudamm, Ordnung in das Chaos von Luscant zu bringen, dafür zu sorgen, dass in der Stadt ein Alltag zurückkehrte, während ein großer Teil der Häuser noch immer in Schutt und Asche lag, und dann war da noch sein ganz persönlicher Kampf gewesen.

Drei Wochen lang hatte er darum gekämpft, Saya zurückzugewinnen. Auf Knien hatte er sie angefleht und ihr gesagt, dass ihm Mai nichts bedeutet hatte – es zu leugnen, schien ihm die falsche Strategie. Dass er an jenem Abend jedoch zu viel getrunken hatte, war eine schlechte Entschuldigung, denn Saya schrie ihn an: »Glaubst du etwa, dadurch deine Verantwortung abgeben zu können?«

»Ich werde dich nicht aufgeben«, hatte er gesagt und ließ es an jenem Tag darauf beruhen.

Bereits am nächsten Tag ging er zu Saya zurück, erzählte ihr, was er im Staudamm erlebt hatte, und half ihr beim Haushalt; bis sich ihre Wut legte und ihre Liebe zu ihm überwog.

Er zog den Mantel an und knöpfte das Hemd zu. Dann trat er hinaus auf den Vorplatz. Der Himmel war von ein paar Schleierwolken verhangen, doch der Mond strahlte in seiner vollen Pracht und die Sterne leuchteten über Luscant. Aus dem Garten auf der Seite des Gebäudes hörte er ein Geräusch und ging nachsehen. Auf dem kleinen Sitzplatz, den sie im Zuge der Bauarbeiten angelegt hatten und der der Mittelpunkt von Sayas Kräutergarten und Gemüsebeeten war, leuchteten zwei Fackeln. In der Mitte stand ein runder Metalltisch mit vier Stühlen.

Sessaj und Arakata saßen bei einer Flasche Wein und unterhielten sich leise. Das Kies knirschte unter Sams Sohlen, als er an den Beeten vorbeiging.

»Sam!«, sagte Arakata erfreut. »Setz dich zu uns!«

Er grüßte die beiden und nahm auf einem freien Stuhl Platz. »Was tut ihr hier um diese Zeit? Könnt ihr nicht schlafen?«

»Ich habe das Gefühl, ich habe die letzten drei Wochen nichts anderes getan, als zu schlafen«, sagte Sessaj und schenkte ihm einen Becher Wein ein. »Es ist so eine schöne Nacht.«

»Das ist es tatsächlich.«

Vom Garten aus hatte man eine atemberaubende Aussicht auf den Staudamm, der von mehreren Fackeln beleuchtet war und sich wie ein Fels über Luscant erhob. Das Tosen der beiden Wasserfälle, die davor in die Tiefe stürzten, lag so weit entfernt, dass es vom Haus auf dem Hügel aus kaum mehr zu hören war – nicht einmal für Sams geschärftes Rabengehör.

»Und, wo ist Nasica?«

»Ihr habt euch gerade verpasst«, antwortete Arakata. »Das war sein Becher.«

»Wie wir alle bemerkt haben«, meinte Sessaj in feierlichem Ton und hob seinen Weinbecher, »hast du auch deinen letzten Kampf gewonnen. Ich hätte meine Hand nicht dafür ins Feuer gelegt, dass Saya dich zurücknimmt.«

Das Licht der Fackel tanzte auf Sessajs Gesicht und die Narbe, die er sich in Bendo beim Versuch, Yarik zu retten, zugezogen hatte und die sich über die Augenbraue und den Wangenknochen zog, leuchtete weiß.

»Ich bin einfach nur dankbar«, sagte Sam und trank einen Schluck Wein.

»Stimmt das?«, fragte Arakata mit einem warmen Lächeln im Gesicht. »Ich habe gehört, du hättest sie auf Knien angefleht.« Seine buschigen Brauen hatte er leicht zusammengezogen, was seine Anteilnahme noch stärker zum Ausdruck brachte.

Sam fühlte sich ertappt. »Woher hast du das denn?«

»Hat Sess erzählt.«

»He ... gib nicht mir die Schuld!«, verteidigte sich Sessaj sofort, stellte seinen Becher auf den Tisch und machte mit den Händen eine abwehrende Geste. »Ich habe es schließlich aus erster Hand.«

»Saya?«, fragte Sam überrascht.

»Sie hat mich um Rat gefragt«, meinte Sessaj nicht ohne Stolz.

»Dich?«, fragt Arakata belustigt und rieb sich nachdenklich die Bartstoppeln.

»Saya ist wie ein scheues Reh, wenn es um Beziehungen geht«, sagte Sessaj und setzte seine allwissende Miene auf. »Ist doch klar, dass sie dann zu mir kommt – ihrem großen Bruder, der schon *viele* Erfahrungen gemacht hat.«

Sam und Arakata lachten laut heraus und auch Sessaj verlor sein ernstes Gesicht und lachte über sich selbst.

»Nein, mal im Ernst«, sagte er zu Arakata. »Er hat ihr jeden Tag Blumen gebracht. Hat die Einkäufe getragen. Hat die Küche geputzt – ich wusste gar nicht, dass er putzen kann. Jeden Tag hat er sie angebettelt, ihm zu verzeihen. Und als er sie auf Knien angefleht hat, kam Saya zu mir und fragte mich, ob sie vielleicht zu hart mit ihm sei.«

»Ich sitze hier, Sess«, sagte Sam.

»Jaja«, tat Sessaj seine Bemerkung ab und redete dennoch weiter. »Und dann waren da noch diese Versprechen. Er hat ihr versprochen, nie wieder eine andere Frau anzusehen. Er hat ihr versprochen, sie für den Rest ihres Lebens auf Händen zu tragen.«

»Sess!«, fuhr Sam verlegen auf. »Das ... das wird mir langsam peinlich.«

Arakata lächelte zufrieden. »Das ist doch gut, Sam. Ist es nicht ehrenwert, für das zu kämpfen, was man will?«

»Ich ... ich weiß nicht. Ist es das?«

Seitdem er vor zwölf Jahren unbeabsichtigt seinen eigenen Bruder getötet hatte, war er davon überzeugt, seine Ehre verloren zu haben. Erst hatte er gehofft, sie im Kampf gegen Kato und Leor zurückzugewinnen, doch nach diesem Krieg fühlte

er sich alles andere als ehrenhaft. Er war bloß ausgelaugt und niedergeschlagen, was bestimmt auch damit zusammengehangen hatte, dass Marasco verschwunden war. Danach hatte er keinen Gedanken mehr an Ehre verschwendet. Sie war weg. So einfach war das.

»Hm ...«, meinte Sessaj nachdenklich. »Ist es das?«

»Natürlich«, sagte Arakata standhaft.

»Sagst du damit nicht im selben Atemzug, dass ich nicht *ehrenwert* bin?«, fragte Sessaj.

»Was?«

Sessaj strich sich ein paar Strähnen aus dem Gesicht; die langen schwarzen Haare hatte er zu einem Knoten zusammengebunden. »Vielleicht sollte ich daran erinnern, dass Mena ...«

»Ist das die aus dem Himmelstempel?«, fragte Sam.

»Ja, also Mena war die Richtige für mich, aber obwohl ich die Welt vor den Kuros gerettet habe, fand ihr Vater, dass ich nicht gut genug für sie wäre.«

»Ich dachte, Mena wäre zu ihrem Freund zurückgekehrt, nachdem Yatagaras den Bann von allen Kuros genommen hat«, sagte Arakata beiläufig.

Sam runzelte die Stirn. »Du hast die Welt vor den Kuros gerettet?«

»Hallo!«, sagte Sessaj und wies mit dem Zeigefinger auf die Narbe in seinem Gesicht. »Kriegsverletzung? Niemand kann behaupten, ich hätte nicht gegen die Kuros gekämpft. Und jetzt ist meine Schönheit hin und ich finde wohl nie wieder eine Frau. Ich werde mich für den Rest meines Lebens mit Huren beglücken müssen.«

»Du bist erst vierundzwanzig«, sagte Arakata, der zwei Jahre älter war. »Und sieh mich an.«

»Bei dir ist das was anderes«, behauptete Sessaj und tat dies mit einer wischenden Handbewegung ab. »Du bist schon immer viel zu sehr auf alle anderen fixiert gewesen und hast dabei nicht einmal bemerkt, wie dich die Mädchen anheimelten.«

Sam lachte. »Nasica hat mir erzählt, du wärst bereit gewesen, ein Mädchen zu heiraten, nur um ihr etwas Gutes zu tun.«

»Das stimmt nicht«, verteidigte sich Arakata.

»Das stimmt sehr wohl«, widersprach Sessaj. »Ich sollte euch leidtun, weil ich mich doch so bemühe, die Damenwelt zu verstehen und ihr zu gefallen. Du aber, du tust überhaupt nichts und wirst von allen Seiten angehimmelt. Um es mit deinen Worten zu sagen: Das ist alles andere als ehrenhaft.«

»Du hast gerade selbst widerlegt, dass ich dir die Ehre abgesprochen habe«, sagte Arakata.

»Na eben!«

Wieder brachen alle in lautes Gelächter aus, versuchten aber sogleich auch die Lautstärke zu dämpfen, da Saya und Nasica im Haus schliefen. Sam atmete tief durch und betrachtete den Becher in seinen Händen.

»Ich bin einfach nur froh, dass alle wohlbehalten zurück sind und Saya mich zurückgenommen hat.«

Eine Weile herrschte angenehmes Schweigen. Aus den Wiesen hinter den Kräuterbeeten drang das Zirpen von Grillen. Der Sommer stand vor der Tür und die ersten Glühwürmchen flogen bereits durch die Nacht.

»Wie geht es Marasco?«, fragte Sessaj.

Überrascht schaute Sam auf. Dass Sessaj diese Frage gestellt hatte, kam mehr als unerwartet. Schließlich hatten die beiden von Anfang an ihre Schwierigkeiten miteinander gehabt. Nur durch schieres Glück hatte Sam es während der Schlacht in Kieraga geschafft, Marasco davon abzuhalten, Arakata zu töten. Und während er in Sancos geblieben war und Morrighu angefleht hatte, Marasco das Energiebündel zurückzugeben, war Marasco hier in Luscant aufgetaucht und hatte Nasicas Lungen geheilt. Deswegen hatte er ein noch schlechteres Gewissen. Alles, was er getan hatte, war, Marasco bei Haru zu lassen, der ihm helfen würde, seine Dämonen in den Griff zu bekommen.

Auch wenn es ihn anfänglich sehr beunruhigte, Marasco im selben Haus wie Harus Kinder zu wissen, hatte der Anblick von

Kalifa und Marasco doch große Hoffnung in ihm aufkeimen lassen. Marasco würde es schaffen. Wäre er sich dessen nicht sicher gewesen, hätte er ihn niemals in der Orose zurückgelassen.

»Sam?«, fragte Arakata besorgt.

Sam blickte auf. Er hatte gar nicht bemerkt, wie er in seine Gedanken versunken war. »Oh, tut mir leid. Ich ... Ich habe mich seit meiner Rückkehr noch nicht bei Haru gemeldet. Ich hoffe, es geht ihm gut.«

»Hast du nicht gesagt, du hättest eine Art Verbindung zu ihm?«

»Ja, aber seit ich ihm in Kravon seine Erinnerungen zurückgegeben habe, hat sich diese Verbindung verändert.«

»Aber du hast doch erzählt, du hättest dir in Makom seine Erinnerungen angesehen und darum wieder dieses Band geknüpft?«

»Danach hatte ich auch wieder seinen Schatten in mir wahrgenommen. Aber die Verbindung zu ihm ... sie ist so unstetig. Wenn ich in seiner Nähe bin und er diese Anfälle hat, dann reißt es mich so sehr mit hinein, dass ich dem ganzen Sturm erliege. Aber nun, da ich hier in Luscant bin und er weit weg in der Orose, ist die Verbindung zu ihm kaum spürbar. Die Distanz ist zu groß. Allerdings weiß ich, dass die Verbindung von seiner Seite her komplett da ist. Alles, was ich also tun kann, ist, ihn positive Erlebnisse fühlen zu lassen und zu hoffen, dass ihm das hilft.«

»Er sah richtig schlimm aus, als er herkam«, sagte Arakata nachdenklich. »Ich meine, ich habe ihn ja zuvor nicht gekannt, aber das war ...«

»Ja«, bestätigte Sessaj. »Es war erschreckend, ihn so zu sehen. Er taumelte durch das Zimmer, krümmte sich vor Schmerzen und hatte kaum Kontrolle über sich selbst.« Sessaj räusperte sich und setzte sich aufrecht hin. »Ich habe in Kieraga nach der Schlacht überhaupt nicht begriffen, was du mir gezeigt hast, Sam. Das war tatsächlich ein Sturm, der in ihm tobte. Er

fuhr in alle Richtungen und kam mit einer Folter einher, die ich mir nicht in meinen kühnsten Träumen hätte vorstellen können. Und dann kommt er und rettet Nasica vor dem Tod. Ich bin noch immer dafür, dass wir ihm ein Mahnmal erstellen.«

»Vielleicht lassen sich die Steinmetze dazu bewegen, etwas im Tempel einzumeißeln«, sagte Arakata. »Die Stützpfeiler stehen und sie sind dabei, die Torbögen aufzurichten. Nasica hat selbst gesagt, dass er in den Rundbögen Textfragmente haben will, die an die Geschehnisse erinnern sollen. Wäre Marasco nicht gewesen, hätten wir unseren letzten Sano verloren. Es wäre nur richtig, ihn in den Texten zu erwähnen.«

Sam schmunzelte. »Das würde Marasco gefallen.«

»Wirklich?«

»Nein!«, erklärte er und lachte. »Ganz und gar nicht. Du hast ihn noch nie über Religion reden hören. Aber ich finde auch, sein Name gehört da hin.«

»Was würde wohl Yatagaras darüber denken?«, fragte Sessaj und schenkte Wein nach.

»Wir können Nasica fragen.«

»Warum?«

»Angeblich ist Yatagaras ihm erschienen«, erzählte Arakata.

»Wirklich?«, fragte Sessaj überrascht. »Wie damals in Fun-cal?«

»Er ist ihr Sprachrohr; das einzige, das noch lebt. Wie hoch stehen die Chancen, von ihr ausgesucht zu werden, um göttliche Informationen zu erhalten?«

»Und was hat sie gesagt?«

»Das musst du den Sano selbst fragen. Ich setze keine Gerüchte in die Welt. Aber wenn es um den Tempel geht, kann sie meiner Meinung nach froh sein, dass wir ihn nicht auch noch umbenennen und Marascos Namen über den Haupteingang setzen.«

Sam lachte. »Oh, das wird ja immer besser.« Doch sein Lachen wich ihm allzu schnell wieder aus dem Gesicht und er wurde nachdenklich. »Ich wünsche mir nur, dass er sein La-

chen bald wiederfindet. Er ist bereits zu viele Jahre in dieser Dunkelheit gefangen.«

»Und wie geht es bei dir nun weiter?«, wollte Arakata wissen.
»Dann bleibst du jetzt hier bei uns?«

»Saya hat mich zurückgenommen. Wollt ihr mich jetzt etwa loswerden?«

»Vielleicht sollten wir ihn in die Knie zwingen«, sagte Sessaj mit einem schelmischen Unterton. »Und wenn wir schon dabei sind, Yatagaras auch gleich.«

»Nein, ich denke, das ist schon in Ordnung.« Arakata lachte.
»Schließlich gehörst du zur Familie.«

Sam atmete erleichtert auf. »Alles, was ich will, ist, dass es klappt. Ich will Saya glücklich machen. Ich will dafür sorgen, dass Luscant wieder aufgebaut wird und dass die Menschen hier in ihr altes Leben zurückkehren können. Ich will ein Leben führen, das mich und andere glücklich macht.«

»Ganz schön viel«, meinte Sessaj. »Aber ja, das nenne ich ehrenwert.«

»Und was wirst du tun?«

»Ich werde bei Corsin ein paar Klassen übernehmen. Es ist nie falsch, den Menschen beizubringen, wie man sich bei Gefahr verteidigt. Zudem habe ich letzte Woche dort Danos Schwester kennengelernt. Sie ist süß.«

»Hab gar nicht gewusst, dass er eine Schwester hat«, meinte Arakata.

»Sie ist gerade achtzehn geworden«, sagte Sessaj mit einem dämmlichen Grinsen im Gesicht.

»Und du?«, wollte Sam von Arakata wissen.

»Der Staudamm wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Zudem habe ich viele Ideen, wie wir die Wasserversorgung von Luscant verbessern können. Würde mich freuen, dich wieder auf dem Damm anzutreffen.«

»Immer gern.«

Arakata hob den Becher. »Dann lasst uns hart arbeiten, um all dies zu erreichen.«

»Hört, hört!«, erwiderte Sessaj und hob seinen Becher ebenfalls.

»Auf eine glorreiche Zukunft in Luscant«, sagte Sam feierlich und stieß an.

Zufrieden stellten sie die Becher ab.

»Ich hole noch eine Flasche«, sagte Sessaj und verließ den Tisch.

»Und noch etwas zu knabbern!«, rief Arakata ihm hinterher.

Sam lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und genoss die friedliche Nacht. Eigentlich hatte er vorgehabt, Vögel zu jagen, doch dies konnte warten. Zwar liebte er die Jagd nach den Vogelherzen noch immer, aber die Gier, wie er sie zu Beginn als Rabe verspürt hatte, zehrte seit der Schlacht auf dem Resto Gebirge weniger an ihm. Es schien fast, als hätten die vielen Sumentriebe, die er sich damals einverleibt hatte, tatsächlich einen Durst gestillt. Und seit er dem Alkohol abgeschworen hatte, verspürte er einen Frieden, wie er ihn zuvor noch nie gekannt hatte.

Die zweiunddreißig Jahre, die er nun lebte – zwölf davon als Rabe –, kamen ihm vor wie ein einziger Kampf. Erst seine schwere Kindheit in Pahann, dann der Kampf gegen die Paha und gegen den König von Aryon und danach die Jahre, in denen er versucht hatte, ohne Marasco klarzukommen. Natürlich hatte er in Luscant eine neue Familie gefunden, doch diesen Frieden, wie sie ihn in dieser lauen Nacht unter dem Mondlicht und zwischen den Glühwürmchen hatten, war einzigartig für ihn und er wollte ihn so lange festhalten wie nur möglich. Denn wer wusste, wann wieder etwas geschehen würde, das ihm sein Glück entreißen konnte?

Haru schwenkte den Becher vor sich auf dem Tisch und betrachtete den dunkelroten Wein darin.

»Du solltest wirklich etwas essen«, sagte Niwan. »Schließlich hast du den ganzen Tag noch nichts gegessen.«

Haru schaute hoch und betrachtete das besorgte Gesicht des Stoffhändlers. Er trug den dunkelroten Turban offen und seine dunkelbraunen Haare waren etwas zerzaust, doch er war rasiert und machte einen sauberen und anständigen Eindruck. Nicht so wie er selbst.

»Ich habe keinen Appetit«, sagte er leise.

Sie waren früher nach Orose Stadt zurückgekehrt als erwartet. Die Pferde und die Wagen hatten sie bereits eingestellt und für die Abrechnung waren sie in Lups Schenke gegangen. Bei ihrer Ankunft war es noch viel zu heiß gewesen, darum hatten sie einen Tisch drinnen genommen. Haru stellte den Becher weg und schob den Teller von sich. Doch Niwan schob ihn wieder zurück und schüttelte den Kopf.

»Glaub nicht, dass ich mir das noch länger mitansehen werde«, sagte sein Freund grimmig. »Du magerst ab. Man kann dir dabei zusehen. Iss! Und danach erzählst du mir endlich, was los ist.«

Haru betrachtete das Fladenbrot, das Nussmus, das gegrillte Fleisch und die Palmfrüchte auf dem Teller, den Niwan bestellt hatte. Niwan war ein genauso hartnäckiger Händler wie Freund. Und wollte Haru dieses Gespräch umgehen, hätte er aus der Orose fliehen müssen. Doch er war einfach zu müde, um sich zu wehren. Langsam wickelte er ein Stück Fleisch ins Fladenbrot, tunkte es ins Nussmus und schob es sich in den Mund. Der Geschmack war ... wie immer. Doch er wurde von Traurigkeit und Erschöpfung übertüncht, sodass es in seinem

Mund bereits nach wenigen Bissen an Geschmack verlor und zu einer faden Pampe verkam, die er nur mit Mühe hinunterschlucken konnte. Einen Bissen nach dem anderen. Immerhin fühlte er sich danach ein bisschen lebendiger und hatte das Gefühl, dass die Geister auch seinen Kreislauf wieder in Schwung gebracht hatten.

»Erinnerst du dich an jenen Abend, als hier in der Schenke dieser Aufruhr war?«

Niwan wischte mit dem letzten Stück Fladenbrot den Fleischsaft vom Teller und schob es sich in den Mund. »Der Abend, an dem du einfach verschwunden bist?«

O ja, richtig.

»Ja, an den erinnere ich mich«, fuhr Niwan fort. »Da war doch dieser Verrückte, der allein gegen sechs Männer eine Schlägerei angezettelt hat. War das nicht der General aus Sancos selbst? Wie hieß er nochmal ... Shinya?«

»Nein, das war nicht Shinya«, log Haru. Wenn er die Geschichte erzählen sollte, hatte Shinya darin keinen Platz.

»Er hatte doch diese Tätowierung am Arm«, meinte Niwan und wischte sich mit einer Serviette den Mund ab. »So eine wie bekanntlich auch der General aus Sancos.«

»Ja, aber das war er nicht«, berichtete Haru energisch.

»Hm ... egal.« Niwan griff nach einem Zahnstocher. »Was war an jenem Abend? Du hast mir nie wirklich erzählt, warum du in dem Tumult plötzlich abgehauen bist.«

»Dieser *Verrückte* war ein Freund von einem Freund«, sagte er leise und schob den halb leeren Teller wieder von sich.

»Oh, der andere Kerl, der ihn schlussendlich bewusstlos geschlagen hat?«

»Ja. Bevor die Männer den Mann lynchen konnten, brachten wir ihn zu mir nach Hause.«

Niwan runzelte die Stirn. »Du hast diesen Verrückten zu dir nach Hause gebracht? Was war mit deinen Kindern?«

»Sam war dabei«, sagte Haru und massierte sich die Stirn. »Er war da und hat aufgepasst.« Allein die Erinnerungen an

jene Nacht taten ihm in der Brust weh. Und vor allem der Morgen danach, als Kalifa sich neben Marasco gelegt hatte. Die Verbindung, die sie zu ihm hatte, war einzigartig.

Fassungslos stützte Haru seine Ellbogen ab, legte die Stirn in die Hände und starrte auf den Tisch.

Es war für ihn noch immer unbegreiflich, warum ausgerechnet seine Tochter diese Verbindung haben musste. Eine Verbindung, die ihr ungeheuerliche Schmerzen bereitete, weil sie eine ungewöhnliche Empathin war und allen Schmerz spürte, den Marasco ertragen musste.

Niwan wartete geduldig.

»Du weißt ja über Kalis Zustand Bescheid«, fuhr er fort und richtete sich auf. »Wir hatten am nächsten Tag die Lösung in den Händen. Dieser Verrückte war das Geschenk, auf das wir so lange gewartet hatten. Es war sein Befinden, das über Kalis Zustand entschied.«

»Dieser Mann war doch ein Wrack?«, sagte Niwan überrascht.

»Ja, das war er. Aber ich hätte ihm helfen können. Ich hätte ihm zeigen können, wie er mit seinen Dämonen umgehen kann, damit er sich irgendwann besser fühlt. Hätte ich ihm helfen können, hätte ich damit auch Kali geholfen.«

»Aber du bist einer der größten Empathen, die ich kenne«, meinte Niwan und gab dem Kellner mit einem Wink zu verstehen, dass er noch mehr Wein bringen sollte.

»Der nicht einmal der eigenen Tochter helfen kann«, sagte Haru. »Ich kann ihr nicht helfen, solange es diesem Mann so schlecht geht. Kali muss selber lernen, sich von diesen ... Schmerzen zu distanzieren. Aber sie tut es nicht. Wir hatten gehofft, dass sie, sobald sie fünf oder sechs Jahre alt wird, sich nicht mehr an ihr vorheriges Leben erinnern würde. Aber nun ist sie sechs. Sie hat mit dem Mann in einer Sprache gesprochen, von der ich nicht einmal weiß, ob sie noch gesprochen wird. Es ist so, als *wollte* sie sich an ihn erinnern. Als hielte sie sich an den Schmerzen dieses Mannes fest.«

»Hm ...«, sagte Niwan und verschränkte die Arme vor der Brust. »Und wenn ich mir dich so ansehe, dann kann ich wohl davon ausgehen, dass dieser Verrückte nicht mehr da ist.«

»Den ersten Tag verbrachte er mehrheitlich bewusstlos. Am zweiten habe ich ihm versucht zu erklären, wie sein Heilungsprozess ablaufen könnte. Und noch vor Sonnenuntergang hat er das Weite gesucht. Ich kann es ihm nicht einmal verübeln. Und Sam hat mich gewarnt. Er sagte, dass er abhauen würde. Aber er sagte auch, dass er wieder zurückkehren würde. Doch nun ist bereits ein Monat vergangen.«

Niwan legte die Hand auf Harus Unterarm und beugte sich näher zu ihm. »Vielleicht solltest du keine große Hoffnung in die Rückkehr setzen. Sieh dich doch mal an. Du bist abgemagert und ausgelaugt. Du schläfst kaum. Du vernachlässigst dich selbst. Bei allen Geistern! Dabei hast du doch eine Familie, die dich braucht. Du solltest deinen Fokus auf das richten, das hier ist. Nicht auf einen Mann, der offenbar nicht gefunden werden will.«

»Du verstehst das nicht. Wenn du Kali sehen würdest. Wie sie leidet.«

»Haru! Setz deine Hoffnung nicht in etwas, das du nicht kontrollieren kannst.«

Haru schüttelte den Kopf und verdeckte sich die Augen. »Ich kann es nicht mehr ertragen. Immerzu frage ich mich, warum die Geister *uns* auserwählt haben. Warum sie nicht irgendeine andere Familie hätten nehmen können.« Haru rieb sich das Gesicht und schaute wieder zu Niwan. Mittlerweile hatte er einen neuen Becher Wein hingestellt bekommen, den er aber noch nicht angerührt hatte. Stattdessen schaute er ihn besorgt an. »Warum ich, Niwan?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete sein Freund. »Aber irgendeinen Grund wird es wohl haben. Schließlich kenne ich keinen, der besser ist als du.«

»Wenn das Marasco doch bloß auch wüsste.«

»So wie ich dich kenne, warst du wohl zu bescheiden, um ihm eine Kostprobe deiner Fähigkeiten zu geben.«

»Ich glaube nicht, dass das einen Unterschied gemacht hätte«, meinte er leise. »Der Junge traut mir offenbar nicht.«

»Du bist doch Händler«, sagte Niwan. »Was tust du, wenn du neue Kunden gewinnen willst?«

»Ich gebe Kostproben.«

»Da hast du's. Wie willst du das Vertrauen von ihm erringen, wenn er noch nicht einmal weiß, was er dafür bekommen kann?«

»Danke, dass du es nun so drehst, als wäre ich schuld an seinem Verschwinden.«

»Nein, nein, nein«, wehrte Niwan sofort ab. »Das habe ich nicht gemeint. Aber wenn wir schon dabei sind. Du kannst deine Ware nur denjenigen anbieten, die da sind.«

»Ich hasse deine Beispiele«, murrte er, wohlwissend, dass Niwan recht hatte.

»Ich weiß, ich weiß.« Niwan lachte und trank einen großen Schluck. »Aber wozu sind Freunde denn da? Und jetzt geh nach Hause zu deiner Frau. Die hat schon genug Sorgen.«

»In Ordnung«, sagte Haru und zog seinen Geldbeutel hervor.

»Ich übernehme das. Du kannst das nächste Mal bezahlen.«

»Danke«, sagte er und steckte den Beutel wieder ein. »Sehen wir uns morgen?«

»Wohl eher übermorgen. Oren wird morgen neun und hat sich gewünscht, mit mir fischen zu gehen.«

»Das ist schön«, sagte Haru, nahm seinen weißen Turban von der Stuhllehne und legte ihn sich um den Hals. Dann verabschiedete er sich von Niwan und verließ die Schenke.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen und die Stadt war von zahlreichen Blechlaternen beleuchtet. Die Menschen klappten die Läden von ihren Häusern auf, um die Räume zu lüften, und auf den Straßen kehrte das Leben zurück, das sich tagsüber verborgen im kühlen Innern der Lehmhäuser abspielte. Die Läden entlang der Hauptstraße öffneten und Familien flanieren durch die Wüstenstadt.

Haru atmete tief ein. Die Luft war zwar nicht kühl, doch im Vergleich zur täglichen Hitze kam sie fast einer Brise gleich. Die Zeit, in der er allein durch die Stadt spazierte, der Heimweg von der Arbeit nach Hause, war die Zeit, in der er sich von allen Verpflichtungen lösen konnte. Er stellte sich dann immer vor, dass er ein Fremder in der Orose und bloß auf der Durchreise sei.

Mitten in einer Salzwüste zu leben, in der es gerade genug Erde gab, damit Palmen wachsen konnten, aber nicht genug für Ackerbau, war schon bemerkenswert genug. Aber dass es mittendrin einen hellblau leuchtenden See gab, der voll von Fischen war und eine Stadt von mehreren Tausend Menschen versorgte, und dass das Zuchtvieh sich von den Palmwedeln ernährte, war für Haru noch immer ein Wunder. Es gab keine Jahreszeiten, außer dass es im Sommer noch heißer war als im Rest des Jahres.

Haru gelangte in die Straße, in der sein Haus lag, und allmählich kehrte er auch zu sich selbst zurück. Er blieb vor der Treppe stehen, die auf der rechten Seite in den oberen Stock führte.

Da es in der Orose unüblich war, im Erdgeschoss zu wohnen, hatten die meisten Leute, die keine Läden oder Wirtshäuser betrieben, dort ihr Lager eingerichtet. Er selbst hatte einen Pferdewagen untergestellt und Asura nutzte den Raum als Schneiderstube. Auf der anderen Straßenseite, in seinem Elternhaus, waren die zwei Pferde untergebracht.

Haru stieg die Treppe hoch in den oberen Stock und blieb einen Moment vor der Tür stehen. Er atmete tief durch und stellte sich auf das ein, was ihn jeden Abend erwartete. Dann öffnete er die Tür. Zu seiner Überraschung fand er Asura und die Kinder aber nicht am Tisch beim Abendessen vor. Niemand war da. Auf dem kniehohen, runden Esstisch zu seiner Linken brannte eine Öllampe. Die Holzklappen waren oben und vor den beiden Öffnungen Richtung Straße steckten zwei Fackeln. Der Raum war hell und der Wind zog hindurch.

Zu seiner Rechten, hinter dem mit dicken Vorhängen abgetrennten Raum, vernahm er ein Geräusch. Er zog den Stoff zur

Seite und betrat die Schlafräume, die ebenfalls mit Vorhängen unterteilt waren. Aus der Ecke, wo Kalifas Bett stand, hörte er ein Wimmern. Sofort öffnete er den Vorhang. Im Schein einer Blechlampe saß Raki mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Seine zwei Jahre jüngere Schwester lag mit dem Kopf auf seinen Oberschenkeln und weinte. Raki strich ihr zärtlich über das Haar und redete ihr leise zu. Haru stand wie gelähmt da, als der Junge hochschaute. Das war nicht das Gesicht eines Achtjährigen. Das Kind wusste bereits Dinge, die es erst viel später in seinem Leben oder besser gar nie erfahren hätte. Mit einem Nicken gab er Haru zu verstehen, dass er die Situation unter Kontrolle hatte. Haru stand mit offenem Mund da. Auf seine unausgesprochene Frage, wo Asura war, zeigte Raki an die Decke, womit er die Terrasse meinte.

Haru stieg die Treppe hoch aufs Dach, wo ebenfalls ein paar Fackeln brannten. Das Licht reichte nur knapp bis zum Sonnensegel, sodass die Liege darunter im Schatten lag. Die vier Holzstühle und der kleine Tisch standen in der Mitte der Terrasse. An der Brüstung war Asura und blickte hinunter auf die Straße. Der Wind wehte ihre langen schwarzen Haare auf und sie hatte die Hände auf der Lehmbrüstung liegen. Leise trat Haru neben sie und schaute sie an. Ihre Augen waren aufgequollen und rot. Ihre Wangen waren noch nass von den Tränen.

»Ich habe mir überlegt, mich hinunterzustürzen«, sagte sie mit schwacher Stimme. »Ich kann das nicht mehr länger.«

Haru streckte den Arm nach ihr aus, doch Asura wich zurück.

»Nein, Haru«, sagte sie und in ihren Augen sammelten sich wieder die Tränen. »Du kannst nicht herkommen, nichts sagen, den Arm um mich legen und glauben, dass danach alles wieder gut ist. Wir haben uns geschworen, das zusammen durchzustehen.«

»Ich weiß«, sagte er schuldbewusst.

»Aber du hast mich verlassen!«

»Es tut mir leid.«

»Warum hast du mich verlassen?«, fragte sie und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Ich denke, ich habe mich auf etwas fokussiert, das ich nicht kontrollieren konnte. Es tut mir leid.«

»Du musst dich auf *uns* konzentrieren!«

»Ich weiß.«

»Deine Kinder brauchen dich. *Ich* brauche dich.«

»Ich brauche dich auch.«

»Und warum redest du dann nicht mit mir?«

»Ich ...«

»Sag nicht, es tut dir leid!«

»Ich war wohl zu schockiert darüber, was geschehen war.«

»Wenn es das nächste Mal passieren sollte, dann sag gefälligst etwas!«

»Es tut mir leid.« Asura konnte ihr Weinen nicht mehr unterdrücken, also nahm er sie in den Arm und hielt sie fest. »Ich werde mich von nun an auf das konzentrieren, was hier ist. Das versprech ich dir.«

Asura krallte sich an ihm fest. »Er wird nicht zurückkehren, oder?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht sollten wir die Hoffnung nicht aufgeben, aber wir sollten nicht auf ihn warten.«

»Ich kann noch immer nicht fassen, dass er das getan hat. Dass er uns einfach im Stich lässt.«

»Wahrscheinlich denkt er dabei nicht an uns. Er denkt an sich und glaubt, sich selbst helfen zu müssen, bevor er uns zur Last fällt. Wir werden es schaffen. Irgendwie werden wir es schaffen.«

Der Lärm der Straße drang zu ihnen herauf und über ihnen leuchtete der Sternenhimmel der Salzwüste.

Irgendwie, dachte Haru.

Das Vis rauschte durch Marascos Blutbahn und tanzte mit dem Alkohol. Die Haut kribbelte am ganzen Körper, und obwohl er die kühle Luft spürte, fühlte es sich an, als ob er in einer dicken, weichen Wolldecke eingepackt wäre. Wie in einem Kokon, der ihm Wärme und Geborgenheit gab. Seine Glieder waren angenehm schwer und seine Gedanken schwammen in einer zähen Flüssigkeit, die sich nur schwerfällig bewegte. Das Denken war ausgeschaltet und seine Erinnerungen lahmgelegt. Was würde er nur tun, wenn eines Tages keine einzige Visnuss mehr wachsen würde?

Langsam drehte er den Kopf zur Seite und spürte das weiche Laken an seiner Wange. Sein Körper war ganz leicht in Bewegung durch sanfte, angenehme Zuckungen der Muskeln, die sich im Rausch der Droge regten. Belämmert öffnete er die Augen. Alles war verschwommen. Ein Schimmern drang durch den Nebel und wurde immer klarer. Mit Mühe hielt er die schweren Lider geöffnet.

Über ihm lag ein prächtiger Sternenhimmel. Der Mond lag hinter dem Dach der Vishöhle, doch sein silbriges Licht ergoss sich wie ein Wasserfall über die Galerie und tauchte den Raum in kühles Blau.

Die Vishöhle war in dem Sinn keine Höhle. Es war der einzige Raum in der Dunkelstadt, der in der Mitte einen Bereich hatte, der oben offen war. Als wäre ein riesiger Stein aus dem Himmel gefallen und hätte ein im Durchmesser dreißig Schritt großes Loch ins Gebäude gerissen. Der Besitzer hatte ein Geländer angebracht, das die berauschten Gäste davor schützen sollte, hinunterzufallen. Dazu hielten Stützen das übrige Dach zusammen und sorgten dafür, dass es nicht einstürzte. Und obwohl es noch immer Vishöhle genannt wurde, war der Raum so

zu einer riesigen Galerie geworden. Liegen standen unter dem überdeckten Teil und waren mit Vorhängen und Wandtrennungen voneinander separiert worden.

Marasco betrachtete gedankenverloren die riesige Öffnung und seufzte. Der Himmel. Wie lange war es her, dass er geflogen war? Zwei Monate? Drei? Seine Augen brannten und die schweren Lider senkten sich langsam wieder über seine Sicht. In seinem Hals spürte er ein Kratzen. Er hustete und drehte den Kopf zur Seite.

Was tu ich hier nur?

Wie oft war er bereits kurz davor gewesen, in die Orose zurückzukehren? Aber er schaffte es nicht. Sein Platz war hier in der Dunkelheit. Er konnte sich selbst kaum ertragen, wie konnte er da von anderen verlangen, es zu tun? Er machte allen einen Gefallen, wenn er hierblieb.

Ich würde nur alles kaputtmachen.

Er legte den Arm über die Augen und verzog das Gesicht. Der Gedanke schmerzte ihn. Doch er hätte sowieso nicht gewusst, was er in der Salzwüste hätte tun sollen. Das Einzige, was er konnte, war kämpfen. Hier konnte er kämpfen. Und es gab Vis. Solange das wirkte, brauchte er kein schlechtes Gewissen zu haben.

Das Mädchen in der Orose – *wie war nochmal ihr Name?* – würde nicht unter seinen Schmerzen leiden. Doch wie war dies überhaupt möglich? Sie hatte seine Muttersprache gesprochen. Sie hatte seine Dämonen verscheucht und ihm Ruhe geschenkt. Nicht die gleiche Ruhe, die das Vis ihm gab. Es war eine unschuldige Ruhe, eine innere, die bis in seinen Kern vorgedrungen war und wie ein Edelstein in seinem Innern so hell leuchtete, sodass sich all die Dämonen in ihre dunklen Höhlen verzogen hatten. Das Mädchen war der Edelstein. War sie wirklich Sagan? Wer hatte das gesagt? Es konnte unmöglich Sagan sein. Sagan – seine Zwillingschwester – war vor über hundert Jahren gestorben. Getötet von Waaru, seinem eigenen Vater.

Marascos Erinnerungen nahmen Fahrt auf und drehten sich immer schneller in seinem Kopf. Als ob sich sein Leben vor seinem inneren Auge abspielte, raste er durch seine Vergangenheit, bis er ins Loch von Kravon fiel. Er hörte ein metallisches Klicken und schon lag er fixiert auf dem Foltertisch. Sein Atem stockte und sein Körper versteifte sich. Seine Hände verformten sich zu Krallen und er krümmte sich zur Seite.

Ich will sehen, wie das Metall deine Kehle runterfließt, sagte Leor mit einem kleinen Messer in der Hand. Der Schinder zog seinen Kopf zurück und fixierte ihn unter einem Metallband. Marasco starrte Leor entsetzt an, konnte vor Schreck kaum atmen. Leor drückte das Messer direkt unterhalb des Kinns in seinen Hals und schnitt die Kehle entlang bis zum Schlüsselbein.

Marasco schrie und wand sich auf der Liege. Er presste die Hände an die Stirn und spürte, wie ihm der Schweiß plötzlich aus allen Poren drückte. Seine Schreie wurden in Wirbeln durch die Galerie getragen und rissen so manchen Traumjäger aus seinem Rausch.

»Mex!«, rief ein Mann hinter ihm. »Mex! Komm her! Es ist wieder so weit!«

Marasco fiel von der Liege, kniete auf allen vieren und schlug immer wieder den Kopf gegen den Steinboden. Die Nachwirkungen des Vis kratzten in seinem Hals, während Leor ihm flüssiges Metall in den Mund leerte. Er würgte und hustete und fiel zur Seite. Seine Schreie wurden zu einem Gurgeln und Ächzen. Sein Körper krampfte und er krallte sich mit den Händen an seiner Kehle fest. Da spürte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter und eine andere unter seinem Kopf.

»Schaff ihn sofort hier raus!«, befahl die Stimme von vorhin. »Er belästigt schon wieder die Gäste!«

»Jaja«, sagte Mex. Dann zog er Marasco hoch, legte seinen Arm über die Schultern und führte ihn aus der Vishöhle hinaus. »Jetzt komm mal wieder runter«, sagte er dabei lässig.

Marasco konnte sich kaum selbst auf den Füßen halten und taumelte neben Mex her. Er wusste nicht einmal, ob er die Au-

gen aufgerissen hatte oder nicht. Vor sich sah er noch immer Leor, der ganz fasziniert darüber war, wie das Metall seine Kehle hinunterfloss.

Als die Tür zur Vishöhle hinter ihnen zuschlug, riss sich Marasco von Mex los, fiel zur Seite und erbrach. Die Vision löste sich allmählich auf und er kehrte in die Realität zurück. Er keuchte und betrachtete das Erbrochene vor sich. Es war vor allem Wein. Schon lange hatte er kein Vogelherz mehr gejagt. Er klopfte sich an die Brust und spürte, dass die Visreibe noch in seiner Tasche war. Doch er wusste, sie war leer. Seine Vorräte waren aufgebraucht. Das Kratzen in seinem Hals wurde wieder schlimmer und er hustete. Dann rappelte er sich auf die Füße und drehte sich um.

Mex lehnte an der Wand, zündete sich eine selbstgerollte Zigarette an und blies den Rauch aus. Die Öllampen, die vor allem den Eingang der Vishöhle beleuchteten, warfen durch die roten Bleiglasfenster ein gedämpftes Licht auf den Korridor.

»Geht's wieder?«

Marasco lehnte sich mit dem Rücken an die gegenüberliegende Wand und atmete tief durch. Er presste die Augen zusammen und massierte sich die Stirn. Das Stechen in seinem Kopf fühlte sich an, als hätte ihm jemand einen Nagel hineingerammt.

»Ich brauche einen Kampf«, sagte er und schaute wieder hoch.

»Lass mich raten. Dir ist das Vis ausgegangen?« Mex schüttelte den Kopf. »Ich weiß wirklich nicht, weshalb ich das tue. Willst du dich nicht einmal um ein Zimmer kümmern? Ich meine, du lebst sozusagen in dieser Vishöhle. Isst du auch mal was?«

Es war nicht Marascos Verdienst, dass Mex nicht wusste, weshalb er ihm half. Er hatte seine Willenskraft schon lange nicht mehr angewendet. Ihm war egal, was mit ihm geschah. Und er war überzeugt, dass er auch ohne Mex' Hilfe hätte kämpfen können. Aber Mex hatte sich als wirklich zuverlässiger Traumbringer herausgestellt. Warum hätte er also seine Quelle aufgeben sollen?

»Im Korridor, wo ich wohne, haben sie gestern eine Leiche rausgetragen«, sagte der junge Mann. »Das Zimmer ist frei. Wenn du willst ...«

»Danke.«

»Danke, ja, besorg mir doch *bitte* das Zimmer, lieber Mex. Oder: Danke, nerv mich nicht länger mit diesem Blödsinn?«

Marasco hustete und spuckte den Schleim aus. »Ich nehm das Zimmer.«

»Na also, das ist mal vernünftig«, meinte Mex. »Ich frag mich, wie vernünftig ich bin, dass ich mich überhaupt auf dich eingelassen habe«, fügte er im Selbstgespräch hinzu.

»Kannst du mir einen Kampf besorgen?«

»Für wen hältst du mich? Das ist die Dunkelstadt. Hier wird Tag und Nacht gekämpft. Wie sieht's aus? Soll ich dich vielleicht endlich mal zu einem Schwertkampf anmelden? Du trägst die Dinger da mit dir rum, aber benutzt sie nicht. Ist das nicht Verschwendung?«

Gemeinsam machten sie sich auf den Weg durch die Korridore zur Kampfarena.

Marasco legte schützend die Hand auf die Schwerter, die an seinem Gürtel hingen.

Er war sich nicht sicher, ob es richtig war, mit den Schwertern zu kämpfen.

Wie sollte er einen Kampf gewinnen, ohne seinen Gegner zu töten?

Beim Faustkampf gelang ihm das bei mindestens drei, manchmal vier von fünf Kämpfen. Es war abhängig von seinen Visionen. Wenn sie ihn während des Kampfes überkamen, setzte sein Verstand vollkommen aus. Er wollte sich gar nicht vorstellen, was geschehen würde, wenn er dabei Schwerter in den Händen hielt.

»Ich weiß nicht«, murmelte er. »Vielleicht sind Faustkämpfe besser.«

»Wie du willst.« Mex warf den Zigarettenstummel weg. »Ich dachte nur, wenn du mit den Dingen umgehen kannst ... bei

den Schwertkämpfen springt das Doppelte raus. Du hättest dann mehr Zeit ...« Mex blieb stehen, drehte sich zu ihm um und schaute ihn nachdenklich an. »Hm ... um dich zuzudröhnen? ... Weiß ja nicht, ob das besser ist.«

Marasco blieb vor Mex stehen. Der junge Mann war gleich groß wie er und obwohl er bisher nur langärmlige Hemden getragen hatte, war sich Marasco sicher, dass Mex ziemlich muskulös war. Er hatte zwar einen drahtigen Körper, doch die Art, wie er sich bewegte oder wie er ihn zu stützen vermochte, wies eindeutig auf Muskeln hin.

»Wie gewinne ich einen Schwertkampf, ohne den Gegner zu töten?«

Mex lachte laut auf. »Da gibt es drei Möglichkeiten«, meinte er und setzte seinen Weg fort. »Der Kampf geht über fünf Runden. Dabei werden die Angriffe gezählt. Dieses Punktesystem kommt vor allem dann zum Zug, wenn der Kampf sehr ausgeglichen ist.«

»Wie langweilig ...«

»Ja, darum läuft es auch meistens auf die anderen beiden Möglichkeiten hinaus. Entweder schlägst du dem Gegner die Waffe aus den Händen oder du bringst ihn in eine Situation, in der er die Möglichkeit hat, aufzugeben; diese Kämpfe enden meist damit, dass der eine dem anderen die Klinge an den Hals drückt und nicht selten mit dem Tod.«

Durch den düsteren Korridor drang bereits der Lärm aus der Arena zu ihnen und die Luft wurde dicker. Sie stank nach Schweiß und Schnaps und nach dem Potpourri aus Duftstoffen, mit denen sich die Huren einnebelten.

»Und ... ähm ...« Marascos Kopfschmerzen wurden schlimmer, sodass er zum Stillstand kam und sich an der Wand abstützte.

Mex drehte sich wieder zu ihm um und wartete.

Als die Schmerzwellen vorüber waren und nur noch das Stechen zwischen seinen Augen zurückblieb, ging er weiter. »Wie viel springt dabei raus?«

»Nun, bei einem Faustkampf hast du zehn volle Kin verdient. Darum habe ich dir jeweils zwei Visnüsse gegeben. Und ich möchte hiermit betonen, dass dies ein ziemlich fairer Preis ist. Nicht jeder Traumbringer hat so gute Preise. Klar, es gibt solche, die eine Nuss für drei oder vier Kin verkaufen, aber die Ware ist schlecht. Das will ich nur gesagt haben. Schließlich achte ich sehr gut auf meine Kunden. Ich will ja, dass sie wiederkommen.«

»Mex«, unterbrach Marasco ihn wehleidig. »Der Gewinn.«

»Wenn du einen Schwertkampf gewinnst, kannst du bis zu dreißig Kin verdienen. Aber die Schwertkämpfe sind anders als die Ringkämpfe. Bei den Ringkämpfen sind die Quoten festgesetzt. Sie bemessen sich nach der Statur des Kämpfers. Beim Schwertkampf gibt es das nicht. Du musst dir deine Quote sozusagen erarbeiten. Darum wirst du zuerst ein paar Kämpfe gewinnen müssen. Erst dann steigert sich dein Gewinn.«

»Das hört sich alles ziemlich kompliziert an.«

»Darum hast du ja mich«, sagte Mex mit ausgebreiteten Armen. »Der Traumbringer sorgt für dich.«

»Wie viel verdienst du an mir?«

»Willst du mir etwa unterstellen, dass ich dich ausnutze?«

»Tu, was du willst. Solange du hältst, was du versprichst, töte ich dich nicht.«

Mex drehte sich zu ihm um und stemmte die Arme in die Hüften. »Ich bekomme drei Kin Vermittlungsprovision. Und wenn ich diese drei Kin dann auf dich setze, gehe ich ja wohl ein Risiko ein. Oder etwa nicht? Du tust immer so, als wärst du unbesiegbar. Hast du die drei Niederlagen vergessen? Ich hab Geld verloren! Und dennoch habe ich dich aus dem Ring geholt und dir Vis gegeben. Keine Ahnung, warum ich das getan habe!«

»Du hast es selbst gesagt. Ich gehöre zu deinen besten Kunden.«

»Ani, du bist aber nicht mein einziger Kunde. Lass dir das gesagt sein. Irgendwann hole ich dich nicht mehr aus dem Ring.«

Mex stand nahe vor ihm und starrte ein Loch in sein Gesicht. Marasco schaute ihn ausdruckslos an. Mex war praktisch. Dies war wohl der einzige Grund, weshalb er sich an ihn hielt. Zudem schien er ihm zuverlässiger, als Mex sich selbst eingestanden hätte.

Er nannte ihn mittlerweile Ani, was er von Aniyam abgeleitet hatte. Aus dem Wort für *Fremder* war die Bezeichnung für *großer Bruder* geworden; eine Hure hatte ihm dies erklärt. Marasco wusste nicht recht, was er davon halten sollte. Doch es war nichts, worüber er sich den Kopf zerbrechen wollte. Schließlich tat er ihm auch sonst schon ständig weh und sein Verstand quälte ihn mit den Visionen, dass er sich über seine Beziehung zu Mex keine großen Gedanken machte.

»Also gut«, sagte er. »Ein Schwertkampf.«

»Super!«, jauchzte Mex und setzte seinen Weg und sein Geplapper fort. »Ich hoffe aber, du bist in guter Form. Nicht dass du mitten im Kampf einen deiner Anfälle erleidest und abgestochen wirst. Das wäre ja zu schade. Oh, aber kriege ich dann deine Waffen? Wenn du das irgendwo niederschreiben würdest, kann sie sich der Gegner nicht unter den Nagel reißen. Die krallen sich alles, was wie eine Trophäe funkelt. Und dann verhökern sie das Zeugs draußen in den Auktionshäusern in Hanta. Ich bin zwar kein Kenner und auch kein Schmied, aber mir scheint, dass du da zwei edle Stücke bei dir trägst. Und die sehen nicht so aus wie die Waffen, mit denen hier gekämpft wird. Wirst schon sehen. Das sind Langschwerter. Die sind viel dicker. Da sehen deine aus wie Zahnstocher. Halten die das überhaupt aus?«

Marasco folgte Mex durch die dunklen Korridore und massierte sich die Stirn.

Zum Glück hatte Mex eine angenehme Stimme. Sie war nicht ganz so tief wie seine eigene, aber mit einem leichten Kratzen, das vielleicht von den vielen Zigaretten kam. Obwohl die Hanta Kolanisch sprachen, war es mit dem im Norden Kolanis kaum mehr zu vergleichen und vor allem zu dem in der Orose hatte

es sich stark gewandelt. Und während draußen langgezogene, nasale Laute zu hören waren, klang der Akzent in der Dunkelstadt weich und rund.

Marasco hatte versucht, mit seinen Gedanken abzuschweifen, doch dies begünstigte noch viel eher, dass ihn Visionen überkamen. Mex zuzuhören, selbst wenn er irgendwelchen Blödsinn plapperte, war besser, als sich seinen eigenen Gedanken hinzugeben.

Sie gelangten in die Kampfarena und überquerten die Brücke zu den Ruheräumen und dem Buchmacher. Während sich Mex um die Einschreibung kümmerte, trat Marasco ans Geländer der Galerie und schaute in die Arena. Ein Messerkampf war im Gange. Ein kleiner, flinker Mann mit hellblonden Haaren tänzelte nervös von einer Ecke in die andere und hielt dabei die Messer in Abwehrhaltung. Ihm gegenüber stand ein großer Mann. Er trug lediglich eine Hose und an seinem entblößten, behaarten Oberkörper prangten zahlreiche Tätowierungen. An den Unterarmen trug er Lederschützer. Er hatte seinen Bart kurz geschnitten und an den Schläfen lange Koteletten, die in einen wilden Haarschopf führten. Einen Teil seiner dunkelbraunen Haarpracht hatte er zusammengebunden. Von der Galerie aus fiel es Marasco schwer einzuschätzen, wie groß der Mann war, aber er schätzte ihn etwa einen halben Kopf größer als sich selbst.

»Ani!«, hörte er Mex hinter sich durch den Lärm des Publikums hindurch rufen. »Komm!«

Marasco folgte Mex zu einem der Ruheräume für die Kämpfer. Während Mex wie gewohnt im Eingang stehen blieb und mit verschränkten Armen am Türrahmen lehnte, setzte sich Marasco auf einen Stuhl am Tisch und schenkte sich einen Becher Wein ein.

»Also gut«, sagte Mex. »Versprich mir, dass du gewinnen wirst. Schließlich habe ich dich noch nie mit diesen Dingen kämpfen sehen.«

»Willst du mich nicht fragen, was ich mir wünsche?«

»Das Privileg der Kämpfer?«, fragte Mex und runzelte die Stirn. »Ich bin mir nicht sicher. Gibt es denn etwas, das du dir wünschst?«

Marasco legte die Hand auf die Schwertgriffe, die an seiner Hüfte neben dem Stuhl herunterhingen und mit den Spitzen auf dem Boden auflagen. »Nichts, was du mir geben könntest«, sagte er leise und trank vom Wein.

»Ich warte noch immer auf dein Versprechen«, sagte Mex mit singender Stimme.

»Du kannst von mir aus alles setzen«, sagte Marasco in den Becher hinein. »Ich werde garantiert nicht verlieren.«